

Zeitschrift: Zappelnde Leinwand : eine Wochenschrift fürs Kinopublikum
Herausgeber: Zappelnde Leinwand
Band: - (1924)
Heft: 4

Artikel: Irgend etwas [Schluss]
Autor: Porte, Pierre
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-731778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Temperaturen, ist bereits stark ermüdend. Denn man muß seine acht bis zehn Atelierstunden bis sechs Uhr abends notorisch auf den Beinen sein. Man muß immer „drehbereit“ sein und kann sich nicht langlegen und ausruhen: die Frisur würde zerstört, das Kleid bekäme Falten. Sogar das Hinsetzen geschieht mit aller Vorsicht, auf einer Kante des Stuhls.

Das Böartigste ist aber die Lichtwirkung. Die Lampen (bis zu 60 an Zahl, die auf einen gerichtet sind und einen bestrahlen) sind für die Augen äußerst gefährlich. Alle Filmstars leiden an schmerzhaften Augenentzündungen. Fünf Minuten in die gefährliche „Atelier-Sonne“, den Scheinwerfer mit den heißen Strahlen, sehen — und man ist endgültig blind —! Regisseur, Arbeiter können die Selbstbrille tragen. Stars nicht, auch zwischendurch nicht. Denn der Brillenbügel würde die Nasenschminke zerstören, der Brillenschenkel die Frisur. Es müßte eine Art Selbstbrille für Stars erfunden werden. Der Anblick der Augen badenden, leidenden schönen Frau stimmt einen traurig. Die Wirkung der Lampen beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Augen. „Wenn ich vom Atelier nach Hause komme,“ sagt gnädige Frau, „bin ich wie gerädert und zerschlagen. Ich habe einen Arzt gefragt. Er sagte mir: „Vermutlich beruhe diese Erschöpfung auf einer Lichtübersättigung des Körpers“. (Man bedenke nun, daß viele Stars hauptamtlich noch im Theater auftreten, vom Atelier zur Bühne fahren —, das wäre der Sechszehnstundentag der Diva . . .)

Das Leben einer Filmdiva, um das sie so viele beneiden, spielt sich also ziemlich anders ab, als der Laie denkt. Wohlleben? Die Angst um die Erhaltung des kostbaren Guts, der Schönheit, die im Film mehr unter die Lupe genommen wird als bei der Bühne, verbietet es. Abenteuer? „Gott sei Dank hat meine Frau nie Abenteuer gehabt,“ sagt mir ihr Mann, der inzwischen hereingekommen ist, lachend. „Bevor sie zum Film kam, waren wir schon verheiratet“. Und wer, der die Abenteuer der schönsten Frau im Film erlebt, ihr raffiniertes Minenspiel bewundert, sie für eine Carmen hält, von zügelloser Rasse, für eine Gunst verteilende Göttin Astarte, ahnt, daß sich hinter dem romantisch-exotischen Namen eine Dame der Gesellschaft mit einem Namen wie Meyer oder Fischer verbirgt (es kann auch ein Adelsname sein), die eine äußerst solide Ehefrau ist? Sie freut sich über die Huldigungen, und doch — selbst auf die unmittelbarsten Huldigungen bei Premieren verzichtet sie leichten Herzens um der Arbeit willen.

Neulich erforderte eine Nachtaufnahme ihre Mitwirkung, trotzdem sie Premiere hatte. Sie arbeitete in tiefer Nacht, im Glashaus, im Jupiterlicht. Dabei — seltsames Doppelgängertum! — erschien sie doch im Filmtheater, gleichzeitig, verneigte sich in der Loge. Aber es war nicht sie, es war — ihre Schwester, die ihr ähnlich sieht! (B. J. a. M.)

* *

Irgend etwas

von Pierre Porte

aus dem Französischen frei übertragen von Marguerite Janssen.

In „Guds“ (Reve et Réalité) spielt Mary Pickford erst als eine kleine, glatt gekämmte Spülmagd, dann als eine Prinzessin mit wohlgepflegten Locken.

Hinter mir saß ein Paar, das Mary Pickford noch nie gesehen hatte.

Während die kleine Magd auf der Leinwand erschien, spotteten sie über den einfältigen Geschmack des Publikums, das sich aus so einem häßlichen Frauenzimmer einen Göken machte. „Ich weiß nicht, wie man die schön finden kann. Es muß einer schon verrückt sein.“

„Ich aber, der ich wußte, daß sie bald als schöne Prinzessin erscheinen würde, wartete auf den Augenblick, um ihre Ueberraschung und ihr schmeichelhaftes Erstaunen zu genießen. Und da war sie auch schon die junge Prinzessin in ihrer so adeligen Haltung. „Da ist sie? — Nein, Du bist verrückt, das ist nicht dieselbe — Und doch — es kann nur Mary Pickford sein.“

Da schnitt die entscheidende Frau die Frage kurz ab: „Nein, das ist nicht die gleiche, die andere hatte keine Locken.“

Wieder ein neuer Standpunkt der Segnerschaft, zwischen Theater und Kino, der durch einen biederen Zuschauer vertreten wurde: „Ich habe das Kino lieber als das Theater, es hat weniger Pausen.“

* *

*

Bei der Uraufführung von „La Roue“ in Nizza, saßen die Eltern und zahlreiche Nachbarn des Jungens, der die Rolle des Elie spielte, hinter mir. Der Vater war ein schweigsamer Bürger. Aber die Mutter ach, die Mutter! . . . In ihrer Aufregung sprach sie ununterbrochen zu ihrem Sohn: „Sag, Raymond, Du erinnerst Dich doch an Mr. Gance. Du wirst ihn sofort sehen, schau gut hin, Du.“ Und ich bekam Vieles zu wissen: Ich vernahm wie „Mr. Gance“ Raymond angestellt hatte, bei welcher Gelegenheit er ihm Bombons gab, wie er es dazu brachte ihn weinen zu machen oder ihn friedlich schlafen zu lassen, ich hörte auch die ganze Geschichte des kleinen Mädchens, das die Norma spielte. Sie hatte einen eigenartigen Namen, den ich vergaß . . . aber ich weiß ganz bestimmt, daß ich ihn an jenem Abend gehört hatte.

Endlich entschloß ich mich, trotzdem sich schon einige Zuschauer erfolglos bemüht hatten, auch meinerseits dazwischen zu treten und um Ruhe zu bitten. Aber sie, zweifellos ganz durchdrungen von ihrer Eigenschaft als Mutter des kleinen Stars, erwiderte laut: „Oh, im Kino ist es nicht wie im Theater. Man darf sprechen, das belästigt durchaus nicht!“ Daraufhin antwortete ich gelehrt, langsam und gefeßt, indem ich die ganze Wichtigkeit meiner Behauptung fühlen ließ: „Nein, Madame, nein . . . Sie müssen wissen, daß Gustave Fréjaville im „Journal des Débats“ vom 22. Januar 1922 einen langen Artikel geschrieben hat, in dem er sagt, daß das Kino das Reich des Schweigens ist.“

Das Datum war erfunden, aber der Erfolg dieser Genauigkeit war nicht minder deutlich: . . . keine Antwort . . . und eine musterhafte Ruhe.

* *

*

In einer kleinen Provinzstadt ist ein Kino geschlossen, da es vergrößert wird. Aber bald soll es wieder eröffnet werden.

Ueber der Türe steht: „Wegen Wiedereröffnung geschlossen.“

* *

*

„Hier werden keine Filme mit Fortsetzungen vorgeführt.“

Man geht vertrauensvoll hinein und stößt auf „la Baïllonnée“ von Pierre Decourcelle, „in 6 Zeitabschnitten.“

Ich drücke dem Direktor mein Erstaunen aus, der mir wichtig antwortet: „Schon . . . aber das sind Epochen.“